

Das Wiener Kind

Autor(en): **Alexander, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hockey-Match in Gstaad. (Phot. J. Naegeli, Gstaad.)

gezogen von rennlustigen Pferden mit munterem Geschell. Andere, Damen und Herren, ziehen dem Fahren einen Ritt durch die sanfte Schneebahn vor. Wenn der Völkerbund in Versailles auch so aussähe wie hier, in dieser Internationale, wären wir Helvetier willig, beizutreten.

Bei diesem Treiben, wo gesunde Luft und Frohsinn die Wangen röten und die Augen leuchten lassen, gedachte ich der hiederen Schweizermänner, welche jeden Sonntag, den Gott gibt, und jeden Feierabend benutzen, um im Tabaksqualm dem edlen Jaz obzuliegen zur Förderung ihrer Gesundheit. Die Freude an der Natur überläßt man den Fremden und den Kindern, welche noch nicht bechern und fassen dürfen.

Nun, meinestwegen; jeder singe: „Freiheit, die ich meine; ich singe mit.

Rückkehr nacht; der Elektrische rollt heran. Auf Wiedersehen im Sommergewande, gelehrter Freund und schönes Saanenländchen! Viel Freundliches habt ihr mir geboten; aber man taucht es nicht alles in Druckerchwärze. Nur der Besucher wird es finden. F. B.

Das Wiener Kind.

Von Friedrich Alexander, Bern.

F . . . , den . . . 1920.

Verehrte Freundin!

Schon wochenlang verfolgt mich Ihr Wunsch, ich möchte Ihnen einmal „etwas Faßliches und Klares“ über den Expressionismus der jungdeutschen Literatur sagen. Ich hatte, um Ihren Wunsch erfüllen zu können, bei meinem Buchhändler allerlei Expressionistisches bestellt. An stillen Abenden wollte ich mich darin versenken. Die Versuche verlangten große Selbstüberwindung. Aber was tut man nicht, um einer verehrten Frau gehorsam zu sein! Doch bin ich, trotz allem heißen Bemühen nicht in der Lage, Ihnen „etwas Faßliches und Klares“ über den Gegenstand zu sagen. Ich halte nämlich dafür, daß dieser Expressionismus sehr unfäßlich und unklar ist. Oder bin ich es? Jedoch gibt man sich nicht so ohne weiteres selbst auf. Meinerseits möchte ich also feststellen, daß der Mangel auf Seite der Jungdeutschen liegt. Ihre Offenbarungen sind mir derart ein Buch mit sieben Siegeln, daß ich sie nicht einmal mit Spott und Hohn übergießen kann. Da verstummt auch Kritik. So unfäßbar,

undurchdringlich ist das! Vielleicht geht mir aber später doch noch ein Licht auf, so daß Sie immer noch hoffen können, eines Tages den erbetenen Essay zu erhalten. Hätte ich nichts Anderes auf dem Herzen, so hätte ich gar nicht gewagt, Ihnen dieses klägliche Resultat zu bekennen. Aber ich habe vollgültigen Erfaß.

Ja — das Andere! Ich weiß, Sie werden sich königlich darüber freuen. Denn Sie bekommen wieder einmal — wie gewöhnlich — Recht.

Wir saßen im Hause meines Freundes Dr. Martin beisammen. Die Abendrunde, von der ich Ihnen schon oft erzählte. Wein, Zigarren, Musik, Debatte. Eben hatten wir Schubert gespielt, und nun war die Rede von Wien.

Ich wandte mich, an die Herrin des Hauses, die schöne, lebensfrohe Frau Tutta. (In Wirklichkeit heißt sie Martha, aber sie läßt sich Tutta nennen; sie schwärmt sehr für diesen Namen.)

„Eigentlich könnten Sie auch ein Häuflein Juristenkinder aus Wien kommen lassen. Sie haben ja so viel Platz!“

„Eigentlich, so! — Uebrigens haben wir auch schon davon gesprochen, gelt Hans. Aber so einfach ist die Sache nicht. Es gibt so manches, was Ihrem „Eigentlich“ im Wege steht. Erstens müßte man eigene Kinder haben, damit es fremden gemüthlich und heimatisch werden kann. Ich habe Angst davor, vor allem Erzwungenen, Steifen. Man weiß ja gar nicht, wie man zueinander paßt.“

„Man muß auch etwas sagen können, Frau Doktor,“ sagte ich. „Kinder sind Kinder. Da findet sich rasch der Uebergang und Anschluß.“

„O — wie er spricht! Als wüßte er —, als hätte er —, so ein Junggeselle! Ja, mein Lieber, Sie haben gut reden. Sie kommen gar nicht in die Lage, sich mit der Frage wirklich und ernstlich auseinanderzusetzen!“

Ich streckte besiegt die Waffen. Man ergibt sich, den Frauen viel zu schnell.

Beim Abschied sagte Frau Tutta anzüglich, spottend: „Gehen Sie mal voran mit dem Wagemut. Wir kommen dann nach. Ueberwinden Sie mal alle Bedenken!“

Das tat ich gründlich, in ein paar schlaflosen Stunden. Am andern Morgen, bevor ich auf das Gericht ging, stieg ich ins obere Stockwerk. Hier wohnt die Witwe eines Lehrers mit ihren drei Knaben, eine vortreffliche Frau, Mutter und Erzieherin. Als sie mir öffnete, erschraf sie. Es ist ein fluchwürdiges Schicksal, Jurist und erst noch Gerichtsmensch zu sein. Die Ahnung eines Unangenehmen, Häßlichen geht vor einem her als sanatischer Herold. Ich beruhigte die Frau und brachte mein Anliegen vor.

„Ich möchte gerne das Kind eines Wiener Kollegen als Feriengast einladen. Nun geht das bei mir nicht gut, da ich keine Familie habe. Ich dachte, Sie würden das Kind vielleicht auf meine Kosten in Ihren Familienkreis aufnehmen. Könnten Sie sich dazu entschließen?“

In den guten Augen der Frau stand ein freudiges Licht.

„Wie gerne!“, sagte sie. „Das war auch mir ein lieber Wunsch. Aber Sie wissen ja,“ fuhr sie etwas zögernd fort, „ich habe keine leichte Aufgabe mit meinen Jungen. Und die Zeiten sind schwer.“

Ich dankte, und wir besprachen noch Einzelheiten. Als ich mich zum Gehen anschickte, bat sie befangen und erröthend: „Wenn es nur ein Mädchen sein könnte. Ich möchte so gerne ein Töchterchen haben!“

„Wir wollen sehen,“ versprach ich lachend. Daran, ob Mädchen oder Knabe, hatte ich noch gar nicht gedacht. Während der Mittagspause sprach ich durch das Telephon Frau Doktor Martin. „Ich werde mich also melden für ein Wiener Kind.“

„Gut, wir auch!“ war die fröhliche Antwort.

Da ich gerade wegen einer wissenschaftlichen Arbeit mit einem Wiener Juristen in brieflichem Verkehr stand, äußerte ich unsere Wünsche und bat um Vermittlung. Mein Kollege schrieb, er wolle uns sein Töchterchen anvertrauen. Eine Aenderung wäre für das Kind auch seelisch nötig. Er habe kürzlich seine Frau verloren, die leidend und erschöpft an einer zu frühen Geburt gestorben sei. Es hat mich selten etwas so erschüttert wie dieser Brief eines Vaters, der froh ist, sein Kind fortgehen zu lassen, weil er, selber krank und gebrochen, ihm nichts mehr sein kann.

Nach Wochen kamen die unserm Städtchen anvertrauten Ferienkinder. Wir nahmen sie am Bahnhof in Empfang. Doktor Martins gleich vier, wir das unsere. Diese Kinder, mein Gott! Martin und mir liefen Tränen über die Wangen. Die Frauen waren stärker, sie gingen ganz in Mütterlichkeit auf. Wir schämten uns! Ertrugen den Blick dieser wissenden Kinderaugen nicht! Diese Kleinen wußten, was Hunger und Kälte ist. Wir wußten es nicht. Unsäglich ist das!

Nun haben wir Kinderlose unsere Kinder. Und ich sage ganz besonders — ich habe mein Kind!

Melanie ist ein feines, zierliches Mädchlein. Eine kleine Schönheit trotz aller Verwüstung des Glends. Ein reizvolles Gesichtchen unter schwarzen, seidnen Haaren; unter dunkeln Brauen und Wimpern hellblaue Augen.

Sie ist unsere Freude, unser Glück. Ihre neue Mama strahlt vor Stolz über die Tochter. Die Jungens umhegen sie mit ausgefuchter Ritterlichkeit und Höflichkeit und wettkämpfen, die Schwester Wien vergessen zu machen. Kostbar, wie sie sich anstrengen, gut deutsch zu sprechen! Sonntagnachmittag gehen wir alle zu Doktor Martins. Schokoladegelage. Ist das ein Betrieb! Frau Doktor (sie läßt sich jetzt wieder „Martha“ rufen) ist noch ganz Kind. Und auch der Freund und ich sind wieder Kind mit Kindern.

Das Schönste aber sind die Abende. Wenn die drei „Brüder“ ihre Schulaufgaben machen müssen — widerwillig und seufzend — kommt Melanie zu mir. Sie läßt sich in das kleine Bibliothekzimmer führen und wartet da im Klubsessel auf mich. Ganz Dame, ganz Wienerin von einer fabelhaften Gewandtheit und natürlichen Sicherheit im Verkehr. Ich habe oft das Gefühl, schrecklich unbeholfen vor ihr dazustehen. Ich biete ihr den Arm. Wir gehen in mein Studio. Melanie spielt gut Klavier. So nehmen wir jeden Abend vierhändige Sachen durch: Haydn, Mozart. Nachher muß ich stets noch einen Schubert singen. Es ist einfach köstlich. Meine kleine Freundin sagt „Onkel“ zu mir, und, wenn sie kommt oder geht, bekommt sie einen Kuß. Sie weiß von ihrem Papa, daß sie mein Gast ist und nur oben wohnt, weil ich tagsüber keine Zeit für sie habe. Mein Leben ist um vieles sonniger und reicher geworden.

Nun lachen Sie mich aus, verehrte Freundin, und sagen, ich sei verliebt. Es ist so. Ich darf gar nicht daran denken, daß eines Tages Melanie nicht mehr da sein wird, unser holdestes Mädchlein.

Aber nun sehen Sie — zum Schluß komme ich darauf zurück — Sie behalten Recht. Das Schönste und Heiligste des Lebens sind Kinder. Hören Sie, ich verkrusteter Jungeselle sage es, wie Sie es immer sagten. Ich habe mich befehrt. Und so erhalten Sie die glänzendste Genugtuung für meine frühere Hartnäckigkeit und Widersecklichkeit. Ich will mich herausheben aus dem trüben Nachhängen an einer einseitigen, bitteren Enttäuschung. Ich will wieder glauben, daß doch noch irgendwo ein Glück der Liebe auf mich wartet. Ich will es sogar suchen, will die Hände darnach ausstrecken und es fassen, wenn ich ihm begegne. Ich kenne es ja so genau. Es trägt die Züge der kleinen, süßen Melanie.

Sind Sie nun zufrieden mit mir, auch wenn ich so schrecklich dumm bin, das Wesen des neuesten Expressionismus nicht erfassen zu können? Haben Sie doch wieder einmal Recht bekommen! In herzlicher Verehrung Ihr . . .

Erste Skifahrt.

Skifahrt. Schöne, weite Hochlandwelt! So tief still ist es um mich. — Müd' geworden von dem langen Aufstieg und der heißen Märzsonne liege ich auf dem Rücken mitten im kühlen Pulverschnee und lasse den Höhenwind um mich spielen, lei' und schmeichelnd. So schön ist das alles, diese schimmernden Felder mit den dunkelschattigen Skispuren, die Alpbütten, die ihre Winterhäubchen tief über die Ohren gezogen haben, daß nur noch schelmisch ein braunes Lächeln hervorguckt, eng gedrängt wie eine Bilzshar im Sommerwalde. Und die Tannen hoch am Hang vor mir! Sie gleichen Wanderern, die den Berg hinaufklimmen und doch immer wieder rückschauend und staunend stehen bleiben müssen. Voll Bewunderung sehe ich aus der jähen Höhe einen föhnen Bogenlauf sich talwärts schwingen. Wie herrlich diese Abfahrt gewesen sein muß! Und wie feurig sie den schroffen Bergtroß überwindet, diese schöne, stolze Linie! Sie lockt und zieht! . . . Beinahe will die Wanderlust über mein Träumen siegen. Ein prüfender Blick auf meine abgeknallten Ski. Aber die strecken ihre Spitzen so wohligh in den blauen Sonnenhimmel und liegen so glücklich in dem weichen Schnee, daß ich beschließe, ihrem Beispiel noch ein wenig zu folgen. Wir haben's ja so gut. Wo könnte das Schmeigen noch schöner und inniger sein? Ich schaue in die tiefe Bläue über mir, in die das Auge sinkt wie in tausend Glodenblumenkelche, und denke, welch namenloses Glück hier schwingt: im feinen Wehen von den Gletschern her, im Summen in der Luft und dem klingenden Vogelzirpen, das, erschreckt über den eigenen Laut, jäh abbricht. Und die Berge! Diese großen, stillen Wächter. Sie stehen da wie Engel dieser unsäglich süßen Hochlandeinamkeit, und ihr leiser Wind ist wie Flügelwehen . . .

Abfahrt. Es ist eine wilde Fahrt, aber schön! Ich vergesse alle Stemmhogenvorsätze und fahre frisch los, laufend hinunter und im Schwung den nächsten Hügel hinauf. Wonnicig ist das Gefühl, sich so sanft und mühelos hinauftragen zu lassen. Da ich also alle Bogen und sonstigen Skihilfsmittel total vergessen habe und sich auch meine Ski ihrer nicht mehr zu erinnern scheinen, muß ich mich jedesmal mit viel Kunst und Mühe umdrehen, wenn ich nicht in allzu nahe Berührung mit den Tannen kommen will. Die schauen mir neugierig und überlegen lächelnd zu und schütteln die weißen Härte vor Verwunderung über das merkwürdige Menschenkind. Sie geben sich auch gar keine Mühe, mir auszuweichen, wenn es höchste Zeit wäre. Dafür fliege ich hundertmal in den Schnee und komme in die unmöglichsten Situationen. Uebrigens will ich gestehen, daß es wundervoll ist, umzufliegen. Gleich von Anfang an, wenn ich die Katastrophe kommen fühle, bin ich gespannt: Wie wird's wohl diesmal herauskommen? . . . Und es gibt immer neue Variationen des Umsturzthemas. Einmal wende ich eine Fahrt mit einem Schwung, der sich kopfüber und todesmutig in den hochaufstäubenden Pulverschnee stürzt. Ein andermal fliegt mir ein Ski in laufendem Ritt den Hang hinunter — ich bemerke das Unheil zu meinem Entsetzen, wie ich mich wieder einmal von einem besonders rashevollen Sturzflug erholt habe. Noch höre ich es, wie er laut klappernd und hohnlachend im Wald tief unten an die Tannen schlägt . . . taf . . . taf . . . in kurzen Zwischenräumen. Dann Stille, tonlose Stille — wo ist mein Ski? Mühsam hinke ich mit dem einen Getreuen dahin, verfinke mit dem andern Bein knietief im Schnee und weiß mir erst recht nicht zu helfen, wenn es abwärts geht und die schrillsten Dissonanzen zwischen dem Ski- und dem Nichtskibein entstehen.